

Unterhaltende Blätter

Monatliche Freibeilage des
Wiesbadener Tagblatts



18. Jahrgang 1918.

Nr. 9.

Die Trauerweide.

Skizze von E. J. mand, Wiesbaden.

(Nachdruck verboten.)

Unsere Stellung teilte das Gelände in gleich reizlose Hälften. Die meilenweite Ode wurde durch vereinzelte Bauernhöfen und eine Windmühle schwach belebt. Die in der Langeweile ihrer Einsamkeit ertrinkenden Häuschen wollten sich Zuflucht suchend bei der Mühle zusammenscharen und waren mitten auf dem Weg kraftlos im polnischen Sand erstickt. So schien es. Aber die Mühle winkte unablässig mit den dünnen Armen und schrie sich heiser nach den Säuglingen. Die Spitzen einer Baumreihe kamen, kaum erkennbar, über dem Horizont zum Vorschein; sie wurden vom Neuling stets als liegende, feindliche Schützenlinie angesprochen, stets. Ganz weit im Osten zerfloß die unförperrhaft wirkende Rundung einer Kuppel in den Wolken.

Dreißig Schritte jenseits des Grabens aber stand eine alte Trauerweide. Unklar, wie sie hier mitten ins Feld gekommen, unverständlich, daß sie nicht längst umgehakt war. Sie war sehr ehrwürdig, ihre zitternden Zweige flossen bis auf die Erde und man konnte sie nicht ohne Ergriffenheit betrachten. Die Wehmüt, die dieses zertretene Land erfüllte, schien in ihr verkörpert. Aus den großen, schwingenden Ruten klang es oft wie Weinen. Zuweilen schien dem alten Baum das Grausen und der Jammer unerträglich geworden, er tobte dann wie ein verzweifelter, gefangener Tier; es schüttelte krachend durch seinen rissigen Stamm und seine langen Strähnen pfliffen durch die Luft wie das Haar eines rasenden Weibes. Aber er fügte sich immer wieder in das Unabänderliche, wie wir. Ergeben beugte er das altersschwere Haupt tief zur entweihten Erde hinab, mit den Zweigen wie mit schlanken Händen nach ihr tastend und sie zart und zärtlich streichelnd.

Wir hatten sie alle lieb. Das aufrüttelnde Erlebnis des Krieges hatte uns alte Erkenntnis wieder ins Bewußtsein gerückt. Wir waren bescheiden geworden, denn die Menschen wurden gemäht wie das reife Gras. Wir begriffen wieder unseren Zusammenhang mit der Natur; das bist du! Auch der weniger Empfindsame sah nicht einen beliebigen Baum in der alten Weide. Sie stand jedem seltsam nah und wurde als fühlendes, verstehendes Wesen, als Seele des Ortes verehrt. „Sie lauscht“, sagte leise ein einfacher Mann beim Gespräch über den Krieg. Und wirklich, da der Wind die Zweige leise nach uns hintrieb, zeigte sie einen gespannten Ausdruck. Sie machte uns viel Freude. Die Leute gaben ihr Namen: „Unsere Alte“, „die Mutter“, und „die gute Großmutter“, weil sie so alt war; „Aundine“, weil sie grüne Haare habe. Für viele aber war sie einfach — „Sie“. Was macht sie heute für ein Gesicht, ist sie zärtlich oder brummig oder wild, wie befindet sie sich, ist ihr nichts geschehen? Ein Deutschpöle sagte: „Sie ist wie Polen“ und

seufzte. Das griff mich an. Sie hieß auch „die Madamm“. Morgens, wenn sie ihr Zweiggewoge zurückwarf, „aha, „die Madamm“ kämmt sich“, bei Regen, gut für die Madamm, sie wäscht sich, hat's nötig, als Polin.“ Aber wir hatten auch Sorgen mit ihr. Gegen Artilleriewirkung hatten wir vorzüglich angelegte sogenannte Fuchsfächer. Schwere Artillerie stand nicht gegenüber, so waren wir ziemlich sicher. Es passierte selten etwas. Aber sie stand ganz frei, ohne Schutz dicht beim Draht. Wenn wir nach einer Beschießung ans Licht kletterten, galt ihr, nach Einsichtnahme etwaiger Schäden, der erste Blick. Wir hatten bis dahin Glück mit ihr, durch kleine Granatsplitter war sie nur leicht verwundet worden. Aber wir ängstigten uns um sie und sahen täglich mit neuer herzlicher Freude ihre grüne Fahne unverfehrt im Winde wehen. Ich glaube, jeder schrieb von unserer Weide nach Haus.

Ich zuerst und am meisten. Denn mit mir und ihr hatte es eine besondere Bewandnis. Das war so. Wir besetzten die Stellung zum ersten Mal des Nachts und ich erschraf, als ich sie am anderen Morgen sah. Da stand ja meine Weide aus meinem Garten, weit zu Hause, im Westen. Bitte, nicht zu lachen. Natürlich sehen sich alle Weiden ähnlich, ich weiß. Aber hier! — Alter, Größe und Umfang stimmten nicht nur, sie wies auch ganz persönliche Eigenschaften meiner heimatischen Weide auf. Diese hatte in eineinhalb Meter Höhe eine dicke, ringförmige Verwulstung und war von dieser Stelle ab mit leichtem Knick nach vorne geneigt. Auf's Haar genau hier! Meine gute, treue Weide war mir vom Rhein — ach, lieber Gott! — bis hierher gefolgt! So etwas!

Ich liebängelte mit diesem Gedanken und hegte ihn. Dann erzählte ich das Wunder den Kameraden. Wir wurden angestaunt, die Weide fand ich, bewundert, besungen, zusammen aufgenommen und auch bewigelt, kurz, wir wurden berühmt. Jeder mußte sie sehen und sich erzählen lassen und alle taten gläubig. Aber der Abschnittskommandeur legte die Stirn in Falten und sagte, sie sei ein guter Haltepunkt für den Feind, sie müsse fallen. Mir stand das Herz still und die Leute wurden blaß. Sie zu Tode, zum Tode durch uns verurteilt. Aber der hohe Herr ließ sich erweichen, sie blieb uns erhalten und ihr Ruhm wuchs. Die Stellung wurde nach ihr genannt, die „Weidestellung“, ebenso die Abschnitte „Weide-Nord“ und „Weide-Süd“. Ich fragte ernsthaft zu Hause an, ob die alte Weide im Garten noch da sei und bat um deren Photographie.

Mit Spannung — nichts zu lachen — mit Spannung wartete ich auf Antwort. Ein erstauntes „Ja, sie steht noch, wo sie immer stand und hier ist das Bild.“

Wahrhaftig . . .

Leise Enttäuschung bei mir; das Wunder mußten wir fallen lassen, es war ja auch nur der Ausdruck unserer nach etwas Poesie verlangenden Seele gewesen.

Ich verglich das Bild, wie Zwillinge. Ich ging zu ihr hin; wenn sie auch nicht — — — so war sie uns doch zum Trost und zur Freude hier erstanden, wie häßlich und undankbar, mehr von ihr zu verlangen.

Ich strich über ihre herb duftenden Blätter, sie hüllte mich spielerisch säuselnd in ihr grünes Gewand. Ein heftiges Heimweh durchdrang mir schmerzhaft die Brust und es war, als ob sie mich trösten wolle.

Da — — — sss, sss, sss, bäng, bäng. Granaten, ganz nah! Rasch ins Fuchslot! Zu ungewohnter Zeit setzte eine starke Beschießung ein, mit leichten Kalibern,

wie wir alsbald feststellten, so gut es ging, die Granaten zählend — — —

Dann fanden wir unsere arme Weide zerfetzt am Boden liegen. Wir hatten sie alle mit so viel Gefühl umgeben, daß wir sehr traurig waren. Schweigend betrachteten wir den trostlos in die Luft ragenden zersplitterten Stumpf. Unser bißchen Poesie war vernichtet. Da sagte ein frischer Junge, der schon oft das rechte Wort gefunden hatte: „Kinder, laßt die Köpfe nicht hängen. Sie war ein guter Baum, aber eine Trauerfahne, wir brauchen Siegesfahnen, drum Friede ihren Resten. Abgrasen laßt mich mal rechnen. — Wißt ihr, was dieser „Erfolg“ die Russen gekostet hat? 9650 Mark.

Zwei Tage darauf ging es vorwärts.

Beethoven in der Sommerfrische.

(Nachdruck verboten.)

Beethoven ist unter den großen Künstlern der modernen Zeit wohl der erste reine „Naturmensch“. Im Häusermeer der Stadt hat er sich stets unwohl gefühlt; es drängte ihn hinaus ins Freie, und auch wir stellen ihn heute am liebsten vor nicht in der traurigen Enge und Unordnung seiner dumpfen Zimmer, sondern seinen schöpferischen Rausch in einer schönen Landschaft austobend. Deshalb bedeutet die Sommerfrische für den Meister der Töne unendlich mehr als etwa für Goethe seine Reisen in die böhmischen Bäder, bedeutet für ihn Erlösung, Befreiung und Gestaltung. Dies fällt dem Leser der sorgfältigen und reichhaltigen Sammlung von Urteilen der Zeitgenossen, die Albert Reizmann unter dem Titel „Beethovens Persönlichkeit“ joeben im Insel-Verlag erscheinen läßt, besonders auf: in bedeutenden Momenten sehen wir das Bild des Komponisten im Rahmen der heitern Umgebung Wiens, in Mödling und Döbling, in Baden und Heiligenstadt. Alljährlich, wenn der Frühling kam, entzog Beethoven aufs Land; meist wußte niemand wohin; nur die Allernächsten erfuhren es, wenn er einmal in die Stadt kam, um etwas Nötiges zu besorgen. Wie er auszog, davon erzählt uns Seyfried eine bezeichnende Geschichte: „Beethoven brachte die Sommermonate alljährlich auf dem Lande zu, wo er unter dem azurblauen Himmelszelt am liebsten und erfolgreichsten komponierte. Einmal mietete er sich in dem romantischen Mödling ein, um die unterösterreichische Schweiz, den pittoresken Briel, recht nach Herzenslust genießen zu können. Es wurde also ein vier-spänniger Lastwagen mit wenig Mobilien zwar, dagegen aber mit einer ungeheuren Wucht von Musikalien befrachtet; die turmhohe Maschine setzte sich langsam in Bewegung und der Besitzer dieser Schätze marschierte *see' nvergnügt per pedes apostolorum* voraus. Kaum außerhalb der Linien zwischen blühenden, vom sanften Jephir wellenförmig bewegt sich schaukelnden Kornfeldern unter dem Jubelgesang schwirrender Lerchen erwachte schon der Geist; Ideen durchkreuzten sich, wurden ausgesponnen, geordnet, mit der Bleifeder notiert — und rein vergessen war nunmehr auch der Wanderung Zweck und Ziel. Die Götter wissen, wo sich unser Meister in der ganzen langen Zwischenzeit herumgetrieben haben mag; genug, er langte erst mit einbrechender Dämmerung schweißtriefend, staubbedeckt, hungrig, durstig und todmüde in seinem erwählten Tuskulum an. Aber, hilf Himmel! Welch greuliches Spektakel wartete dort seiner! Der Fuhrmann hatte seine Schneckenfahrt sonder Gefährde vollendet, auf den Patron aber, dem er sich verdungen und welcher ihn auch bereits bezahlt, zwei Stunden vergebens gewartet. Unbekannt mit dessen Namen, konnte auch keine Nachfrage stattfinden; der Rossbändiger wollte wenigstens zu Hause schlafen — er machte also kurzen Prozeß, lud den gesamten Transport frei auf dem Marktplatz ab und retournierte ungesäumt. Beethoven ärgerte sich vorerst tüchtig; dann brach er in ein schallendes Gelächter aus, dängte nach kurzer Überlegung

einthalbes Dutzend gaffender Straßenjungen und hatte vollauf zu tun, um bis zum die Mitternachtsstunde verkündenden Nachwächterrufe glücklicherweise bei Lunas Silbersechein die Kinder seiner Phantasie mindestens pölemöle noch unter Dach und Fach zu bringen.“ Beethoven war ein unermüdlicher Spaziergänger, und wenn er Besuch bekam, führte er diesen durch die romantischen und wilden Gegenden, die ihn anzogen.

„Da mußten denn alle Lieblingsplätze aufgesucht werden und zwar keineswegs auf den gebahntesten Wegen“, berichtet Seyfried. „Bald hieß es gemsenartig klettern zu Rauhensteins und Rauheneds Ruinen; bald stürzte der kühne Führer, mit starker Faust einen Gefährten umfassend, mit des Renntiers Schnelligkeit einen fast senkrechten Abhang hinab, um sich an der Ängstlichkeit der auf schlüpfrigem Steingerölle nachklimmenden sattfam zu weiden.“ Dabei gab er wenig aufs Äußere. So zog er sich nach Rochlitz' Bericht „bei einem Spaziergang im Hellenental, d. h. auf dem Wege, den alles, selbst der Kaiser und sein hohes Haus geht, den feinen, schwarzen Frack aus, trug ihn am Stock auf dem Rücken und wanderte bloßarmig weiter.“ Die Natur erregte seinen Geist mächtig. „Auf unserm Wege in das Tal blieb er oft plötzlich stehen und zeigte mir die schönsten Punkte“, schildert Edward Schulz. „Dann wieder schien er ganz in sich selbst versunken und summte bloß auf unverständliche Weise vor sich hin.“ „Bei meinen Spaziergängen in Mödling“, so weiß f. A. von Kloeber zu melden, „begegnete mir Beethoven mehrere Male und es war höchst interessant, wie er, ein Notenblatt und einen Stummel von Bleistift in der Hand, öfters wie lauschend stehen blieb, auf und niederjah und dann auf das Blatt Noten verzeichnete.“ Sein Schüler Ferdinand Ries hat den beim Wandern komponierenden Beethoven aus nächster Nähe beobachtet: „Bei einem Spaziergang, auf dem wir uns so verirrt, daß wir erst um 8 Uhr nach Döbling zurückkamen, hatte Beethoven den ganzen Weg über für sich gebrummt oder teilweise geheult, immer herauf und herunter, ohne bestimmte Noten zu singen. Auf meine Frage, was es sei, sagte er: „Da ist mir ein Thema zum letzten Allegro der Sonate eingefallen“ (in f-Moll, Opus 57). Als wir ins Zimmer traten, lief er, ohne den Hut abzunehmen, ans Klavier. Ich setzte mich in eine Ecke und er hatte mich bald vergessen. Nun tobte er wenigstens eine Stunde lang über das neue, so schön dastehende Finale in dieser Sonate.“ Eine ähnliche Szene beobachtete der große Schauspieler Anschütz bei einem Spaziergang in Heiligenstadt: „Auf dem Wiesengrunde des Hügelabhangs zwischen Bäumen und dem Bache sehe ich einen Mann gelagert in etwas ungeordneter Kleidung, den gedankenschweren, geistreichen, wildschönen Kopf in die linke Hand gestützt und den Blick auf ein Notenblatt geheftet, in das er mit der Rechten mystische Runenzüge eingrub, während er in den Zwischenpausen mit den Fingern trommelte. Ah, Beethoven! rief ich in

Gedanken aus. Unwillkürlich gefesselt, trat ich näher und entschuldigte, daß ich ihn gestört hätte. „Der Weg ist für jedermann.“ „Darf ich wissen, was da gerade im Entstehen ist?“ „Dummes Zeug! Ein Orchesterstück, das ich

hier aufführen will, um die Gelsen (Mücken) und Ameisen zu vertreiben.“ Hiermit war die Unterhaltung aus. Er starrte in das Notenblatt, trommelte, schrieb und vergaß ganz und gar auf den Nachbar . . .



Feistzeit.

Von Ernst Schlotfeldt.

(Nachdruck verboten.)

„Ho! ho! ho! mein lieber Weydemann!
Sag' an, wann gilt's dem Hirschen, dem edelen, dem feisten,
Auf heimlich stillen Füßchen?“
„Jo, ho! ho! mein lieber Weydemann, das will ich Dir
bald sagen an.“
Das ist dann, wenn der Habern reißt,
Das Mondlicht still die Heide streift,
Und Stille herrscht im Waldrevier
Dann zieht der edele Hirsch herfür.“

Der hohe Reiz der Jagd auf den Feisthirsch, das „Nachtgespenst“, kann nicht besser charakterisiert werden wie durch diese alten Weidsprüche aus jener Zeit, wo es noch keine jagdlichen Lehrbücher gab, die Jagdkunde nur die mündliche Überlieferung, die altehrwürdige katechetische Form der Frage und Antwort kannte. Wer jemals in der stillen Hochsommernacht bei Vollmondschein den geweihten Recken des Waldes aus der dunklen Kieferndickung auf die lichte rotleuchtende Heide ziehen sah, der vergißt den Anblick nicht sein Leben lang!

Wann ein Hirsch als „Feisthirsch“ in weidmännischem Sinne anzusprechen ist, darüber haben viele Jäger ihre absonderlichen Begriffe. Bis zum Inkrafttreten des Wildschonengesetzes von 1904 schloß die Schonzeit für den König des Waldes mit dem letzten Juni. Dann einen Kolbenhirsch zu schießen, dazu gehörte kein Geschick, nur Duse! „Kolbenhirsche und unreife Wüße kann man alle Tage sehen“, sagt eine alte Jägerregel. Aber nachher kommt die Sache anders! Schoß jemand früher am 1. Juli — vielleicht sogar, wenn es solch Sommerwetter war wie jetzt, wo man einheizen und ostpreussischen Maitrank trinken möchte, daß man ihn unbesorgt in der Dichtung liegen lassen konnte, schon in den letzten Junitagen, zu einer Zeit, wo die geringen Hirsche entweder auch beim Rudel oder einzeln oder zu zweien als Beihirsch bei starken Jagdbaren stehen, solch einen Schneider mit Bastgeweiß, der schon vor Sonnenuntergang aus der Kieferndickung in das anstossende Erbsenstück trat, vom Hochsitz aus, so wurde immer, ich habe es wenigstens nie anders erlebt, der unfertige magere Basthirsch, der es um diese Zeit als Sechser oder Achter noch nicht mal auf anderthalb Szentner gebracht, in der Erzählung zum Feisthirsch. So lange aber das Geweiß noch nicht völlig frei von Bast und die Enden blank geschlagen, kann er auf diese Bezeichnung keinen Anspruch machen. Der Hirsch im Juli, mit dem oben oft noch weichen Bastgeweiß, gleich nach Aufgang der gesetzlichen Jagdzeit geschossen, stand ungefähr mit dem früheren ruppigen Maibock, dem Graurock, auf einer Stufe. Den großen Unterschied zwischen dem sogenannten und dem wirklichen, d. h. Ende August bis Ende September geschossenen Feisthirsch merkt der Jäger am besten auf der Wage und später bei der Abrechnung mit dem Wildhändler.

Wenn der Hafer reift, sollte nach dem alten Weidspruch die Feistzeit und damit die Jagd auf den Feisthirsch beginnen.

So ganz genau stimmt die Rechnung nicht, denn die Reifezeit des Hafers fällt oft um Wochen auseinander. Unter Feistzeit versteht man richtigerweise diejenige Jahreszeit, in welcher Elch-, Rot-, Dam-, Schwarz- und Rehwild am feistesten sind. Bei den Rothirschen sind dies etwa die letzten vier bis fünf Wochen vor der Brunst, und nach dieser Rechnung zählte nach altem hannoverschem Brauch erst der von Bartholomäi, dem 24. August, an geschossene Hirsch als Feisthirsch. Ebenso wurde am 9. Oktober an kein Brunsthirsch mehr geschossen, weil dieser dann schon stark abgenommen und das Wildpret kaum genießbar ist.

Wer einen wirklichen Feisthirsch auch nur sehen will, der muß schon früh aufstehen und es sehr geschickt anfangen, sonst ist alle Mühe vergebens. Ja, in der Kolbenzeit, vom April bis Juni, da ist es kein Kunststück. Dann hat der Hirsch das alte Geweiß abgeworfen, das in der Entwicklung begriffene neue ist noch weich und trotz des umhüllenden Bastes sehr empfindlich, und er vermeidet die Dichtungen, weil die hier unvermeidlichen Berührungen mit den Zweigen ihm Schmerzen verursachen. Er hält sich deshalb mit Vorliebe in lichten Beständen, wo man ihn häufig zu sehen bekommt. Es ist, als ob er wüßte, daß die Zeiten, wo die Hirschkolben, als Salat zurechtgemacht, als große Lederbissen galten, vorüber sind, und daß jetzt Schonzeit für ihn ist.

Die meisten Hirsche werden jetzt in der Feistzeit auf dem Anstand geschossen, von der Kanzel — Hochsitz, Baum oder künstliches Gestell — aus, am häufigsten am Felde im reifen Hafer, wo sich auf dem hellgelben Untergrund der dunkle Rumpf des Geweihten im Morgen- und Abendgrauen, auch im Mondlicht, mehr oder weniger deutlich abhebt; seltener im Walde selbst am Wechsel. Noch seltener wird der Ansitz an der Suhle ausgeübt, obwohl diese, je mehr sich die Feistzeit der Brunstzeit nähert und namentlich während der letzteren selbst, von den Hirschen mit großer Vorliebe angenommen werden. In vielen Rotwildrevieren fehlen Suhlen allerdings vollständig, lassen sich auch in trockenen, flachen Heiderevieren schlecht künstlich herrichten. Im Bergwald dagegen oft mit Leichtigkeit, fast ohne Mühe und Kosten, dort, wo in der Nähe eines guten Rotwildwechsels ein Quellgrund ist oder ein Wässerchen zu Tale sidert. Und wäre es auch nur sadendünn, es genügt, um durch Anstauen eine Suhle entstehen zu lassen. Wir haben neulich, ohne fremde Hilfe — es braucht niemand zu wissen, sonst kommt vielleicht ein guter Freund oder Nachbar und verstärkt sie mit Franzosenöl — in einer Stunde eine solche künstliche Suhle fertiggemacht, einschließlich der ebenso unauffälligen Vorkehrungen für einen, wenn auch primitiven Hochsitz. Der gehört unbedingt zur künstlichen Suhle, um unabhängig vom Winde zu sein. In den nächsten Tagen kommt noch eine Salzlecke hinzu. Beide zusammen werden schon ihre Schuldigkeit tun.

Der schlimmste Feind des auf den Feisthirsch pirschenden oder ansitzenden Jägers ist schlechtes Licht, wie wir es jetzt haben. Es hat seit dem 1. August manchem Hirsch das Leben gerettet. Abends schwindet das bei dem dunklen Regenhimmel schon so spärliche Büchsenlicht lange, ehe an das Erscheinen des Nachtgespenstes zu denken ist, und am anderen Morgen ist es so lange düster, daß, wenn es schließlich doch Tag wird, weil in der Bibel steht, daß es immer so sein und bleiben soll, der Hirsch, der sich draußen im Felde während der Regennacht im Hafer, an den Weizenstiegen und reisenden Kartoffeln gütlich getan, längst mit vollem Pansen — ein ganz gehöriges Quantum; wenn man den Ausbruch mit 20 bis 25 Prozent des Lebendgewichts berechnet, kommt man ungefähr zurecht; wir haben der Wissenschaft halber die Probe mehrfach gemacht, auch bei Rehen, wohlverstanden aber immer bei am Frühmorgen geschossenen Stücken — beschaulich unter dem Schutz der Dunkelheit wieder zu Holze gezogen ist. Daß er da war, zeigt die Fährte. Und dann dauert es in der Regel auch nicht lange, bis sich eine gepfefferte und gesalzene Wildschadenrechnung einstellt.

Das ist dann die Kehrseite der Medaille.

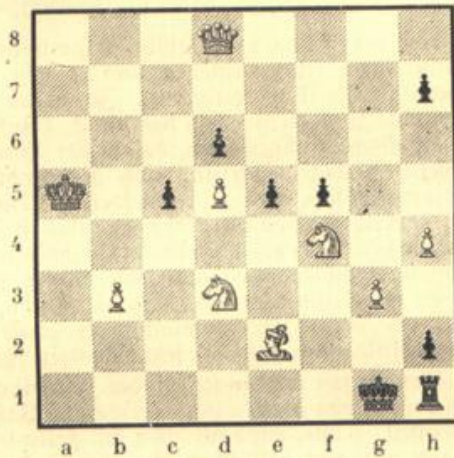
Spiele und Rätsel.

Schach.

Alle für diese Rubrik bestimmten Zuschriften sind an die Redaktion des Wiesb. Tagblatts zu richten und mit der Aufschrift „Schach“ zu versehen.

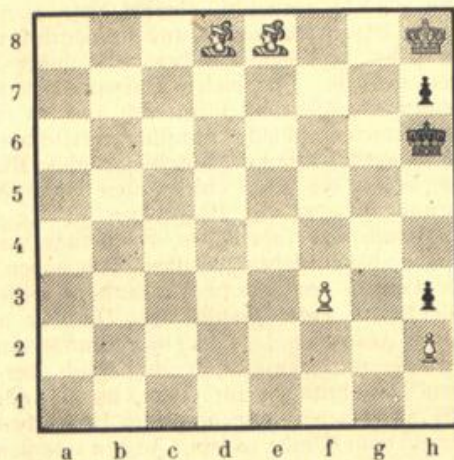
Verantwortlich R. Wedesweiler.

13. G. Chocholous.



Matt in 3 Zügen.

14. A. Anderssen.



Matt in 4 Zügen.

Dieses Problem gilt als Vorläufer des später so berühmten gewordenen „Indischen Problems“.

Aufgabe 13, von dem bekannten böhmischen Meisterkomponisten, ist ein tief angelegtes Stück mit mancherlei Verführungen, aber reichem Inhalt.

Aufgabe 14 und Partie Nr. 2 tragen den Namen des größten deutschen Schachgenius, dessen 100 jähr. Geburtstag am 6. Juli d. J. die deutsche Schachwelt nicht ohne Erinnern und mancherlei Ehrungen vorübergehen ließ. Adolf Anderssen war Professor und Lehrer der Mathematik und der deutschen Sprache am Friedrichs-Gymnasium seiner Vaterstadt Breslau, wo er sein ganzes Leben zubrachte und wo er 1879 starb. Schon frühe wandte er sich dem Schachspiel zu, und 1842 erschien ein kleines Werk von ihm: „Aufgaben für Schachspieler“, worin er der Problemerkunst neue Bahnen wies. Sein Name wurde der gefeiertste unter allen Schachspielernamen des 19. Jahrhunderts, als er in den Jahren 1851 und 1862 auf den ersten großen internationalen Schachturnieren in London die Siegespalme an sich riß und damit die bis dahin unbestrittene Vorherrschaft Englands auf den 64 Feldern für immer gebrochen hatte. Da es ihm nicht, wie den meisten neueren Schachgrößen, darum galt, die Krone des Schachruhmes nicht zu verlieren, nahm er es mit jedem Gegner auf. In Einzelwettkämpfen hatte er aber weniger Glück, und so wurde er 1859 von

dem amerikanischen Schachheros Morphy und 1866 von Steinitz, dem ersten „Schachweltmeister“, geschlagen. Anderssen gilt aber heute noch als der hervorragendste Vertreter des Kombinationsspiels. „Den Chimborasso des Schachruhms“ erklomm er mit der unten wiedergegebenen Partie gegen den livländischen Schachmeister Kieseritzky. In nur 23 Zügen setzte hier Anderssen seinen Gegner matt, nachdem er beide Türme, einen Läufer und zuletzt gar noch die Dame geopfert hatte: „Ich brauche eigentlich nur soviel Figuren, als zum Mattsetzen nötig sind.“ Mit Recht führt diese Partie den Namen: „Die unsterbliche Partie“.

Partie Nr. 2.

Weiß: Anderssen. Schwarz: Kieseritzky.

1. e2—e4, e7—e5; 2. f2—f4, e5×f4; 3. Lf1—c4, Dd8—h4†; 4. Ke1—f1, b7—b5 (Der „Kieseritzkyzug“); 5. Lc4×b5, Sg8—f6; 6. Sg1—f3, Dh4—h6!; 7. d2—d3, Sf6—h5!; 8. Sf3—h4 (war nötig wegen Sg3†), Dh6—g5; 9. Sh4—f5, e7—c6 (Nun kommt die große Attacke!); 10. Th1—g1, c6×b5; 11. g2—g4, Sh5—f6; 12. h2—h4, Dg5—g6; 13. h4—h5, Dg6—g5; 14. Dd1—f3, Sf6—g6 (Es drohte Lf4 und Damenverlust); 15. Lc1×f4, Dg5—f6; 16. Sb1—c3, Lf8—c5; 17. Sc3—d5, Df6×b2; 18. Lf4—d6! („Ein glänzender, weit berechneter Zug. Die Idee des doppelten Turmopfers zum Zwecke der Ablenkung der feindlichen Dame war bis zu dieser Partie in der Schachliteratur nicht bekannt und ist in so klassisch schöner Form seither in der Meisterpraxis nicht wieder vorgekommen.“); 18. . . . , Db2×a1; 19. Kf1—e2, Lc5×g1; 20. e4—e5! (Von nun an ist das Spiel für Schwarz in allen Möglichkeiten verloren), Sb8—a6; 21. Sf5×g7†! Ke8—d8; 22. Df3—f6†, Sg8×f6; 23. Ld6—e7#.

Auflösungen.

Nr. 8: 1. Ld3. Nr. 9: 1. Kc2. Nr. 10: 1. Lg2. Nr. 10 hat den meisten Beifall gefunden.

Richtige Lösungen sandten ein: F. S., A. Dl., H. St., J. J., R. M., sämtlich von hier.

Silbenversteckrätsel.

Jedem der nachstehenden Worte ist eine Silbe zu entnehmen, welche zusammen ein Sprichwort ergeben: Waldemar, Breisach, Sonnenschein, Kiste, Ball, Esra, Schrein.

Magisches Quadrat.

A	A	A	A
E	E	E	G
G	L	M	S
T	T	U	U

Die Buchstaben in dem Quadrat sind derart umzustellen, daß die Senkrechten gleich den entsprechenden Wagerechten lauten. Die Worte bedeuten:

1. Weiblicher Name,
2. Biblische Person,
3. Tierisches Produkt,
4. Teil des menschlichen Körpers.

Zusatzrätsel.

Der Hauptstadt eines Feindes füg'
Am Kopf und Fuße an,
Ein Zeichen je, ein Wohlgeruch
Wird draus entstehen dann.

Auflösungen der Rätsel in Nr. 8.

Bilderrätsel: Ein Sperling in der Hand ist besser als eine Taube auf dem Dache. — **Umwandlungsrätsel:** Brot — Brote, Bote, Lote, Lotte, Lette, Fette — Fett. — **Worträtsel:** Wege, Woge, Wiege, Wage. — **Kreuzrätsel:** Rabe, Rosen, Rasen, Robe, Besen.